

Warten auf die Welle

Eine Bar, eine Surf-Schule, ein Hotel: Junge Leute investieren in Senegals Tourismus und schaffen Jobs für Einheimische. Dann kommt Corona und bereitet dem Enthusiasmus ein jähes Ende. Jetzt ist Solidarität gefragt. VON JACQUELINE BECK



Die Halbinsel Cap Vert ist auf drei Seiten vom konstanten Wellengang des Atlantiks umgeben – ideale Bedingungen für Surfer.

SADAK SOUICI / LE PICTORIUM / IMAGO

Im Surf-Hotel finden obdachlose Kinder jetzt einen Ort, wo sie Mahlzeiten erhalten und Alphabetisierungskurse besuchen.

Silas Rupp schaufelt gerade Schnee, als er Anfang Februar meinen Anruf entgegennimmt. «Was für ein Winter!», schwärmt der junge St. Galler. Gäbe es die Pandemie nicht, wären er und seine Frau Salome Rupp jetzt in Dakar. Die beiden Schweizer, deren Plan es ist, ein halbes Jahr in Senegal und ein halbes Jahr in der Schweiz zu leben, haben vor rund zwei Jahren in der senegalesischen Hauptstadt ein Surf-Hotel eröffnet: in Ngor, einem ehemaligen Fischerdorf an der westlichen Spitze der Halbinsel Cap Vert.

Die Vision, welche die beiden dabei verfolgen: mit sanftem Tourismus Arbeitsplätze und Einkommensmöglichkeiten für die Menschen in dem Quartier zu schaffen.

Verlässliche Arbeitsplätze

November 2019: Über einen sandigen Platz, vorbei an Garküchen, Erdnussständen und an Trauben von Schulkindern, führt mich ein Ortskundiger in ein enges Gässlein, wo Frauen in bunten, traditionellen Gewändern ihre täglichen Besorgungen machen. Um die Ecke, versteckt hinter Mauern mit Graffiti, herunterhängenden Stromleitungen und blökenden Schafen, liegt der Eingang des «Niokobokk». Das Surf-Hotel ist in einen Stadtteil Dakars gebettet, der den dorfähnlichen Charakter behalten hat.



NZZ / sm

«Wir wollen uns nicht von der Bevölkerung abgrenzen, sondern gemeinsam etwas erreichen, wie der Name schon sagt», erklärt Salome Rupp, als wir auf der Terrasse des Hotels sitzen. Mein Blick geht über die umliegenden Wellblechdächer und Innenhöfe, durch die Häuserzeilen blinzelt das Meer. «Surfer und Surferinnen suchen authentische Orte. Sie wollen etwas bewirken und die lokale Kultur kennenlernen», fügt die Schweizerin hinzu.

«Niokobokk» bedeutet auf Wolof, in der gebräuchlichsten Sprache der Region Dakar, so viel wie «teilen» oder «solidarisch sein». So haben die Hotelbesitzer die heruntergekommene Pension zusammen mit Handwerkern aus der Nachbarschaft und Freunden aus der Schweiz in monatelanger Arbeit eigenhändig renoviert. Sie haben das Haus in ein weiss getünchtes Kleinod verwandelt und es mit lokal hergestellten Möbeln und Kunsthandwerk eingerichtet. Neun Einheimische sind während der Saison im Hotel angestellt.

Sichere und verlässliche Einkommensquellen – daran mangelt es vielen Senegalesen und Senegalesinnen. Rund 97 Prozent der Unternehmen im Land sind gemäss Wirtschaftsbericht der Schweizer Botschaft im informellen Sektor angesiedelt: familiäre Klein- und Kleinstunternehmen ohne formalisierte Anstellungsverhältnisse. Ein Grossteil der Bevölkerung lebt von der Hand in den Mund. Für die Bewohner Ngor war lange Zeit der Fischfang Haupteinkommensquelle, doch die Erträge sind in den letzten Jahrzehnten drastisch zurückgegangen. Europäische und asiatische Fangflotten haben die Fischgründe vor Senegals Küste praktisch leergefischt und mit ihren Schleppnetzen langfristig zerstört.

75 Prozent der 15- bis 35-jährigen Senegalesen möchten gemäss einer Umfrage des lokalen Forschungsinstituts IFAN (2017) denn auch ihr Land verlassen. Einer von ihnen könnte Babacar Thiaw sein, dessen Familie seit Generationen vom Fischfang lebt. Doch der junge Senegalese hat einen anderen Plan.

«Wenn es Menschen gibt, die dich unterstützen, weil sie ein Licht in dir sehen, kannst du Aussergewöhnliches erreichen.»

Babacar Thiaw
Surf- und Zero-Waste-Pionier in Dakar

Ich treffe Thiaw in seiner Strandbar «Copacabana» etwas ausserhalb von Ngor. Der 33-Jährige nippt an einem hausgemachten Ingwersaft und blickt auf die Wellen vor der Plage du Virage. Bis in die 1990er Jahre kam sein Vater zum Fischen mit der Harpune hierher. «Wenn er mit dem Tauchen fertig war, setzte er sich zum Ausruhen an den Strand», erzählt der Sohn. «Dabei erkannte er das grosse Potenzial dieses Orts.»

Die Halbinsel Cap Vert ist auf drei Seiten vom konstanten Wellengang des Atlantiks umgeben. Vor allem Europäer – viele von ihnen sind für internationale Organisationen in Dakar tätig – entdeckten die perfekten Surf-Bedingungen

vor ihrer Haustüre für sich. An der Plage du Virage, damals noch ausserhalb der nach und nach sich ausbreitenden Stadt gelegen, beschloss Thiaws Vater, inmitten von Geröll und Kakteen ein Strandrestaurant zu eröffnen. Thiaw übernahm das «Copacabana» nach seinem Wirtschaftsstudium vom Vater und machte daraus das erste Zero-Waste-Lokal in Dakar. Daneben eröffnete er seine eigene Surf-Schule: «Es gibt eine neue Generation, die die Dinge vorantreiben will und die sagt: Warum sollte dieser Sport den Weissen vorbehalten sein?»

Angst um die Existenz

Diese Dynamik ist mit Corona jäh zum Stillstand gekommen. «Die Situation ist kompliziert», berichtet Thiaw, als wir Anfang 2021 telefonieren. Tags zuvor hat die Regierung eine neuerliche Ausgangssperre von 21 bis 5 Uhr verkündet. In der Nacht kommt es zu Unruhen in Ngor und anderen Stadtteilen: Protestierende verbrennen Reifen und errichten Barrikaden, die Polizei reagiert mit Tränengas.

Thiaw selbst musste die Bar und die Surf-Schule während mehrerer Monate schliessen. Inzwischen hat das «Copacabana» wieder geöffnet, aber kaum Gäste. «Die Leute haben Angst, herzukommen und womöglich Ärger mit der Polizei zu kriegen», sagt der junge Unternehmer. Denn die Gäste dürfen zwar von der Strasse ins Restaurant, doch den Aufenthalt am Strand verbietet die Regierung, um Menschenansammlungen zu unterbinden. Touristen fehlen seit einem Jahr fast vollständig: Senegal hält die Grenzen für Europäer unter Anwendung des Grundsatzes der Reziprozität geschlossen.

Auf dem Papier ist Senegal mit rund 25 000 bestätigten Infektionen und gegen 600 Todesfällen bei einer Bevölkerungszahl von rund 16 Millionen vergleichsweise gut durch die Krise gekommen. Für einen Grossteil der Menschen stellt aber nicht die Krankheit die grösste Bedrohung dar, sondern es sind die verschärften Massnahmen, die existenziell zu schaffen

machen: Über 60 Prozent der Senegalesinnen und Senegalesen sind unter 25 Jahre alt, viele schlagen sich mit Gelegenheitsjobs durch.

Auch Silas Rupp bekommt die Nöte seiner senegalesischen Bekannten zu spüren: «Ich erhalte extrem viele Anrufe – für viele ist die Situation finanziell schwierig. Es kontaktieren mich Mütter, deren Kinder krank sind, Familien, die ihre Kinder nicht mehr zur Schule schicken können, weil sie das Schulgeld nicht zusammenbringen.»

Die Rups haben Senegal im April 2020 mit der Rückholaktion der Schweiz verlassen – ihre Temporärjobs für die Zwischensaison in der Schweiz hatten sie bereits organisiert. Wie es mit dem Hotel und seinen Angestellten weitergehen sollte, war damals noch nicht klar. Inzwischen hat sich eine Lösung gefunden: Die christliche Organisation eines befreundeten Schweizer Ehepaars nutzt das «Niokobokk» unterdessen als Tageschule für Strassenkinder. Im Surf-Hotel finden obdachlose Kinder einen Ort, wo sie duschen können, Mahlzeiten erhalten und Alphabetisierungskurse besuchen. Auch drei Angestellte des «Niokobokk» sind in der «École Espoir» engagiert und erhalten weiterhin ihren Lohn.

Ein Grundsatz, der in Senegal weit verbreitet ist, wird in der Krise umso bedeutsamer: «Niofar – on est ensemble – halten wir zusammen!» – «Alleine kannst du wenig bewirken», sagt der Surf- und Zero-Waste-Pionier Thiaw. «Doch wenn es Menschen gibt, die dich unterstützen, weil sie ein Licht in dir sehen, eine Leidenschaft teilen, dann kannst du Aussergewöhnliches erreichen.»

Auf einem Brett über die Wellen zu gleiten und die Sonne auf der Haut zu spüren – davon träumen in diesem Winter nicht nur kältegeplagte Europäer. «In einer Krise, in der alles restriktiv ist, merkst du, wie wichtig es ist, dich frei bewegen zu können», bemerkt Thiaw. «Für mich ist das die Lektion, die wir lernen müssen: Wir alle haben ein Anrecht auf Leben. Und wir kommen aus dieser Pandemie nur raus, wenn wir solidarisch sind.»